

Ein deutscher Maler.

Bei Paul Cassirer sind mehr als fünfzig Trübners zu sehen. Die Serie beginnt mit ganz frühen Arbeiten aus den sechziger Jahren und schließt mit Werken der letzten Zeit. Es wäre indes falsch, zu sagen, daß wir durch solche geschlossene Folge einen Einblick in das Leben und Meisterwerden des Malers bekommen. Richtig, weil Wilhelm Trübner vom ersten Tage seiner Malerlaufbahn an ein ausgereifter Meister war. Ein geradezu bedingungslos reifer. Aus dem Jahre 1872 hängt hier ein Bild, das der Einundzwanzigjährige gemalt hat: ein liegender Frauenakt, der hinter dem Vorhang so verborgen ist, daß nur die Beine zu sehen sind. Die Malerei dieses Stückes ist von einer unvergleichlichen Vollkommenheit; weich und melodisch, dabei von verblüffender Sicherheit und draufgängerischer Gestaltungskraft sehen wir ein Bild, das in die dichteste Nähe von Courbet gehört, hinter dem aber auch Velasquez noch deutlich spürbar ist. Das Werk des jungen Trübners scheint ganz schwer zu sein von Ernten, die dem Jüngling zuwachsen, ohne daß es ihm recht zum Bewußtsein kam. Es waltet eine lachende Selbstverständlichkeit, eine naive Sorglosigkeit über diesen Bildern. Dabei sind sie eleganter, weitmännlicher als die von Leibl, zu dessen Kreis der junge Trübner gehörte. Leibl war nur vier Jahre älter; auch ihm war diese merkwürdige Frühreife gegeben. Vielleicht ist sie das Göttergeschenk aller, die wahrhaft berufen sind. Es kommt nur darauf an, ob der Besenke mit seinem Pfund auch zu wuchern, ob er es zu verwandeln und zu entwickeln weiß. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß dem Glückseligen die Kurven und selbst die Niederungen erspart waren. Leibl ist in seinen Bildern oft steden geblieben, er hat sie zerhackt und vernichtet; Trübner veransteht sich in Kompositionen, die ihn verdächtig dem Makarat und über diesen zurück den Dämmern eines bereits entarteten Barock näherten. Der junge, aristokratische, alleskönnende Maler ließ sich von der Mythologie infizieren und bemühte sich um Gigantenkämpfe und Amazonenschlachten. Diese Bilder gehören zu seinen schlechten; sie scheinen gelähmt, mit Absicht belastet, ohne Notwendigkeit. Sie stehen fatal zwischen Feuerbach und Stud.

Kleines Feuilleton.

Chaw über Keir Hardie.

Bernard Shaw hat seinem Kampfgewissen Keir Hardie einen Nachruf gewidmet, der eine einzige Anklage gegen die englische Kriegspolitik und ihre Helfershelfer aus der Arbeiterpartei ist. Mit bitterem Sarkasmus beginnt er: „Im Unterhaus und in der Arbeiterpartei verbreitet sich, dessen bin ich ganz sicher, ein Gefühl der Erleichterung, da nun Keir Hardies Körper der Verwesung anheimgegeben ist. Münte ich nur, um die Furcht vor ihm wieder zu erwecken, beifügen, daß seine Seele aber noch umgeht. Doch dessen bin ich nicht so sicher, denn, für

Die Hochzeit.

Es ist Abend. Das Zimmer liegt im Dunkeln. Der Fähnrich sitzt vornübergebeugt am Bettende und hat das eine Bein über das andere gelegt. Er hält eine Zigarre in den Händen und saugt an der verflöchten Zigarette, die an seinen wulstigen Lippen klebt. Jede Finsternis herrscht im Zimmer, doch Sloskin ist zu faul den Büschen zu rufen und die Lampe anzünden zu lassen. Hinter den Fenstern ragen aus der Dämmerung draußen einzelne schwarze, schneebedeckte Keste hervor und dahinter erkennt man schwach ferne, verjüngte Dächer, die gleich weissen, weichen Rücken kleine blaue Hüften bedecken. Noch weiter, hinter der Eisenbahnbrücke zeichnet sich grell zwischen dem bläulichen Schnee und dem dunklen Himmel ein schmaler roter Streifen der untergehenden Sonne ab. Die Feiertage haben den Fähnrich aus dem gewohnten, eingefahrenen Gleise gebracht und seine Seele mit leichter, stiller, nachdenklicher Wehmüt erfüllt. Morgens schlief er bis elf Uhr, schlief mit Gewalt, schlief für Rechnung der kommenden und der vergangenen Werktage, schlief so lange bis ihm der Schädel brummte, die Stimme heiser war und die Augenlider sich röteten und schwer wurden. Es schien ihm sogar, daß er — zum erstenmal in seinem Leben — etwas geträumt hatte, doch was es war, daran konnte er sich, so sehr er sich auch anstrengte, nicht mehr bestimmen. Nach dem Frühstück zog er seine Feiertagsstiefel aus französischem Lackleder an und schlenderte, die Hände in den Taschen vergraben, ziellos durch die Straßen. Aus Längeweile betrat er im Vorbeigehen die offenstehende katholische Kirche und ließ sich für eine Weile in eine Chorbank nieder. Die Kirche war leer, geräumig, kalt und dumpf. Die Orgel wiederholte gedehnt immer wieder drei gleiche tiefe Töne, als suche sie den Abschluß einer Melodie, ohne ihn finden zu können. Fünf — sechs alte Männer und etwa ein Dutzend alter Weiber, die alle wie Bettlerinnen ansahen, sangen, in ihre Gebetbücher vertieft, mit zitterigen Stimmen unsino irgendeinen endlos langen Choral. „Vanna Maria! Vanna Maria! Ad—Io—wa!“ unterschied der Fähnrich und lächelte verächtlich vor sich hin. Die fremden, polnischen Worte erschienen ihm sinnlos und komisch. Es kam ihm stets vor, als würden sie nur zum Scherz hingeklappert, etwa so wie das Klappern der Kinder, wenn sie, ihre Zungen übend, die unmöglichsten Laute erfinden: kalala, malala, valala. Und auch die Ausstattung des fremden Tempels, die Musselinvorhänge am offenen Altar, das eichene, geschnitzte

den Augenblick wenigstens, lächelt er sie mit sich fortgenommen zu haben. Immerhin, im Unterhause geht es nun, da er nicht mehr darin weilt, weniger „standalös“ zu. Wenn Keir Hardie sich zu einer Anrede erhebt, gab es für die Ministerbank nur das eine Einzige, nämlich: zu lägen — unverkämmt, boshaft, wie ein Snob zu lägen, wie ein Perleiff, wie ein Kartuffe, ungeachtet von Beweisen, die genügt hätten, die Erde zu bedecken und den Himmel zu verfließen — bis wir zuletzt fragten, ob denn unsere Regierung nicht über einen anständigen Lügner verfügt, einen frechen, mächtigen Lügner, einen Lügner mit Ueberzeugungen und Endzielen, eine Persönlichkeit, in der das Böse Kraft genug hat, das Gute im Gegner herauszufordern. Nun, da Hardie dahin ist, wird die Lage den üblichen Unterhausestyp annehmen: ruhig, sicher, würdevoll, der Lügner, der die Luft allgemeinen Verfalls atmet und sich keiner anderen als einer Empfindung für guten Geschmack bewußt ist. Meiner Ansicht nach konnte Hardie nichts Besseres tun, als sterben. Wir konnten doch von ihm nicht erwarten, daß er es noch weiterhin aushielte, inmitten der elenden Sklaven zu sitzen, die sich für Sozialisten hielten, bis der Krieg sie in ihrem wahren Lichte zeigte? Was hatte er denn gemein mit den Leuten, die so heldenmütig zum Widerstand gegen die Wehrpflicht entschlossen sind, daß sie erklären, daß nichts Geringeres als Lord Kitchener's Andenken, daß sie nötig sei, sie veranlaßt, dafür einzustehen? Was konnten ihm die Republikaner gelten, die dem König nicht gehorchen wollen, bis er es befehlet?

Und weiter: „Man kann ihm nicht zumuten, um Macdonalds und Bruce Glasiers willen zu leben, oder einigen anderen gefeierten Schotten, oder Mr. Poulson's kleinem Kreis aufrechter alter Liberaler der Viktorianischen Zeit zuliebe, oder um eines Iren willen oder zwei, da und dort, oder für das französische Gehirn von Mr. Morel oder die deutsche Kultur Norman Angells oder selbst für seine Wallonischen Wähler. Was waren sie gegenüber der ungeheuren Masse der englischen Arbeiterklasse mit ihrer abergläubischen Furcht vor klarem Denken und ihrem eingeseigten Haß gegen die Demokratie, der tief in ihrem Bewußtsein, daß sie noch nicht reif dafür sind, kurzelt und in ihrem Bedürfnis nach gütigen Führern, die sie vor berechnenden Schurken hüten? Es bedeutete für Hardie nichts, daß unsere Junker und Ausbeuter mit ihrem Stabe von Verurteilten sich auf den Krieg als Vorwand stützten, die durch dreihundertjährige Kämpfe errungenen Freiheiten zu zerstören. Das erwartete er. Aber daß selbst die Arbeiterpartei, die er unter so großen Mühen hüten, sich noch viel eifriger auf den Krieg warf, um diese Freiheiten preiszugeben, um wieder in Hörigkeit zurückzufallen, und daß sie so laut ausriefen: „Ihr könnt Euren Führern trauen, sie werden Euch gut behandeln“, daß jene mit Taubheit geschlagen wurden, denen Sir Fred. Milner erklärt hatte, daß einige unserer Helden schmählich im Stich gelassen worden waren: das ist es, was den Lebenswillen Keir Hardies brach.“

„Ihr hören, wie Deutsche und Engländer von gegenseitiger Vernichtung ihrer Länder sprechen, wie... wie Generale über die Länge des Krieges mutmaßen, ohne auch nur dem Scheine nach gereizt zu haben, daß sie sich mit der Berechnung ernst beschäftigt haben; zu sehen, daß eine Regierung, aus deren Schultern die Verantwortlichkeit für dies alles ruht, so wenig intellektuelle Kraft oder Fleiß besitzt, daß sie kein Budget anfertigen konnte, das nicht einseitig und unbedeutend wäre, — all das war eigentlich für einen Mann wie Hardie, weil er an das Schicksal seines Landes und Europas dachte und nicht in die Passionen eines Schuljungen verfiel, noch Parteimanöver und Ehrentitel im Auge hatte.“

Die Freiflächen in den Großstädten.

Eine für die künftige Entwicklung der deutschen Städte sehr bedeutsame Frage hat Martin Wagner zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Sie gilt nämlich dem „familiären Geist der Städte“, und zwar vertritt Wagner seine Theorie der für das gesunde Gedeihen der Großstadtbewölkerung notwendigen Freiflächen zu begründen. Stätten hat eine Berechnung aufgestellt, wonach auf den Kopf der städtischen Bevölkerung zwei Quadratmeter an Freifläche als das notwendige Normalmaß anzusehen sind. Diese Berechnung leidet jedoch unter dem Mangel, daß Stätten nur die Versorgung der großstädtischen Bevölkerung mit Parkflächen ins Auge gefaßt hat. Von nicht geringerer Bedeutung aber als die Beschaffung ausreichender Parkanlagen ist auch die Fürsorge für die spielende und sportliche Betätigung der Großstadtyugend, wodurch ein erheblich größeres Maß von Freifläche, als Stätten errechnet hat, sich als notwendig herausstellt. Wagner kommt zu dem Ergebnis, daß unter Berücksichtigung dieses Bedürfnisses 6,5 Quadratmeter auf den Kopf der Bevölkerung als das

Normalmaß an Freifläche in den Städten anzusehen sind. Unter Zugrundelegung dieser Zahl hat er die Verhältnisse in einer Anzahl deutscher und englischer Großstädte verglichen. Dabei hat sich herausgestellt, daß in 5 englischen Großstädten über 500 000 Einwohner 6,1 Quadratmeter Freifläche auf den Kopf kommen und in 5 Städten zwischen 300 000 und 400 000 Einwohnern sogar 9,1 Quadratmeter. Nur in den 10 englischen Städten zwischen 100 000 und 300 000 Einwohnern, die untersucht wurden, blieb die Freifläche unter dem Normalmaß von 6,5 Quadratmeter zurück. Anders und leider wesentlich ungünstiger stellen sich die Verhältnisse in den bei der Untersuchung berücksichtigten deutschen Städten. Am günstigsten ist das Verhältnis noch in 11 Städten von 200 000 und 300 000 Einwohnern, in denen das durchschnittliche Freiflächenmaß auf den Kopf der Bevölkerung 4,3 Quadratmeter beträgt. In 4 Städten zwischen 300 000 und 400 000 Einwohnern kommen 3,8 Quadratmeter Freifläche auf den Kopf, in 24 Städten zwischen 100 000 und 200 000 Einwohnern nur 2,9 Quadratmeter und in 6 Städten von 500 000 und mehr Einwohnern gar nur 2 Quadratmeter. Mit Recht macht Wagner zu diesen Zahlen die Bemerkung, daß es nicht wünschenswert sei, diesen Stand der Freiflächenpolitik in Deutschland auch für die Zukunft als den „normalen“ beizubehalten, wenn man sich klar macht, daß diese Einschränkung der Freiflächenpolitik auf Kosten der Jugendpflege und der Versorgung der Großstädte mit ausreichenden Spielplätzen geschieht. Die Jugendpflege wird nach dem Kriege noch viel weitere und nachdrücklichere Rücksicht erfordern als bisher, und damit wird auch die Vermehrung der Freiflächen in unseren Großstädten zu einer besonders wichtigen Aufgabe werden.

„Kriegsverseht“.

Wir hören oder lesen jetzt täglich von unseren „Kriegsversehten“. Zu diesem Worte, das an Stelle eines unzarten anderen gesetzt worden ist, läßt sich Interessantes bemerken. Manchen überläßt es wohl, zu erfahren, daß zwischen „versehren“ und dem so viel gebrauchten Verflärungswortchen „sehr“ die engste Verwandtschaft besteht. Unsere Sprache kannte früher den Ausdruck für, der so viel wie Schmerz besagte. Zu ihm gehörte das Zeitwort sehn, sehn, das eigentlich „Schmerz machen“ bedeutete. Von diesem stammt verflören, d. h. verleben, verwunden, beschädigen. Dichter, die altertümliche Worte gern gebrauchten, griffen auch auf jene Ausdrücke zurück. So lang Rückert von „Zahr und Sehr“, Wagner von „sehender Liebe sehender Not“ und der Waldre sehendem Blick.“ Außer dem Hauptwort sehn und dem Zeitwort sehn gab es aber auch noch ein Eigenchaftswort sehn, das zunächst „schmerzvoll, schmerzverursachend“, später auch „verletzt, wund“ bedeutete. In diesem letzteren Sinne lebt der Ausdruck übrigens in der schwäbisch-bayerischen Mundart noch fort. Dieses Eigenchaftswort sehn wurde nun schon früh als Verstärkung verwendet — zunächst nur, um einen hohen Grad von Schmerz, Leiden und Wundtheit zu bezeichnen, dann aber überhaupt als Verstärkung im Sinne von „heftig, gewaltig, beträchtlich“. So sind wir zu unserem „sehr“ in seiner heutigen Bedeutung gekommen. Unserem sehn — Schmerz entsprechen ähnlich lautende Worte in einer Reihe von anderen Sprachen. Erinnert sei nur an das englische sore, Schmerz, Wundtheit, oder an das dänische saar, Wunde.

Notizen.

- Kunstchronik. Die Große Berliner Kunstausstellung 1915, Pariser Platz 4, wird Sonntag, den 31. Okt., abends 6 Uhr, geschlossen.
- Musikchronik. Dolar Fried führt im dritten Konzert des Verbandes der freien Volksbühnen im Theater am Bülowplatz am 31. Oktober mittags 12 Uhr Liszt's Klavierkonzerte mit dem Philharmonischen Orchester auf. Im Sächsischen Hof werden Rudolf Laubenthal (Tenor) und der Berliner Sängerverein (Cecilia-Melodia) mit.
- Weingartners „Dame Kobold“ im Deutschen Opernhaus. Weingartners jüngstes Werk, die dreitägige komische Oper „Dame Kobold“ wurde zur Aufführung in dieser Spielzeit im Deutschen Opernhaus angenommen.
- Der Kampf gegen die deutsche Puppe. Schon vor einem Jahre begann in England und Frankreich der energische Kampf gegen die deutsche Puppe, aber in der letzten Zeit geht man noch rigoros mit den armen leblosen Dingen um. Jahrzehntlang haben sich die französischen Kinder an den deutschen Puppen erfreut, die ihre Eltern ihnen mit Vorliebe schenkten. Jetzt werden ihnen die Augen geöffnet, wie geschmacklos dieses deutsche Spielzeug war. Man hat jetzt einen Verein gegründet, der sich „Pattie“ benennt und dessen Mitglieder sich verpflichten müssen, weder deutsche noch österreichische Artikel zu kaufen.

Kathedr, die Bänke, die Orgel, die bemalten Statuen, der glattrasierte Priester, das Klingelzeichen, der Weichstuhl, — das alles erweckte in ihm keinen Respekt, und er hatte das Gefühl in einen großen, herrenlosen, steinernen Stall eingetreten zu sein. — „Weten und sitzen dabei,“ dachte er verächtlich. — „Vagage!“ Er verachtete alles, was nicht zur Alltäglichkeit seines engen Lebens paßte oder was er nicht begriff. Er verachtete die Wissenschaften, die Literatur und alle Künste, verachtete das hauptstädtische Leben, noch mehr aber das Ausland, — obwohl er von alledem nicht die geringste Vorstellung hatte, — er verachtete bedingungslos alle Zivilisten und alle Reservisten mit höherer Bildung, verachtete die Garde und den Generallstab, alle fremden Religionen und Nationalitäten, verachtete tief alle gute Erziehung, ja sogar die einfache Keuschheit, alle Nüchternheit, Höflichkeit und Keuschheit. Er kam vom geistlichen Seminar, ohne es absolviert zu haben, und da es ihm nicht gelang, einen vakanten Pfälmsienposten in der großen Stadt zu erlangen, — trat er als Freiwilliger ins Regiment ein und wurde — nach schwerer Ueberwindung der Junkerschule — Fähnrich. Jetzt zählte er 26 Jahre, war großgewachsen, kahlföpfig und blauäugig, hatte eine unreine Gesichtsfarbe und einen starken, blonden, struppigen Schnurrbart. Nach dem Verlassen der Kirche kehrte er beim Leutnant Stein ein, vielle mit ihm eine Partie Schach und trank dazu einige Gläschen Schnaps. Steins Gesicht war durch eine alte vernachlässigte Krankheit verunstaltet. Alte vernarbte Wunden leuchteten wie weißschimmernde zackige Flecke darauf, die frischen Narben waren mit schwarzen Quecksilberpflasterchen verklebt. Niemand von den jungen Offizieren wunderte sich oder war gar angewidert, wenn Stein diese Verzierungen mit mythologischen Bezeichnungen belegte, wie: der Kopf der Venus, Sporenstängel von Mars, Dianens Pantöffelchen usw. — Einst — unmittelbar nach dem Verlassen der Militärschule — war er ein schöner Jüngling, von der lieblichen, rosigen, schlanken Schönheit eines gepflegten Knaben aus gutem Hause. Er fuhr indessen fort, sich auch jetzt noch für eine Schönheit zu halten: die langsame, täglich fortschreitende Verwüstung des Gesichtes bemerkte er ebensowenig, wie liebende Gatten die auftauchenden Buge des allmählichen Alters beieinander zu bemerken pflegen. (Fortf. folgt.)

